



Zwischen Angst, Armut, Wut und Verzweiflung: In dem Filmdebüt „Kopf oder Zahl“ von Benjamin Eicher und Timo Joh. Mayer kreuzen sich die mehr oder weniger krummen Wege von zwölf Protagonisten in der Großstadt. Foto: Los Banditos Films

Anspruchslose Hetzjagd im Videoclip-Verschnitt

Großstadt-Thriller „Kopf oder Zahl“ entführt in die heutige Berliner Unterwelt

(ddp) Eine gezinkte Münze soll das Schicksal eines kleinen Jungen besiegeln. Bei Kopf muss er sterben. Bei Zahl darf Tommy (Joschua Keller) überleben. Dummerweise zeigt das Geldstück zweimal Kopf. Wie konnte es bloß zu einer derart ausweglosen Lage kommen? Um diese Frage zu klären, werden rund ein Dutzend Berliner rückblickend durchs finstere Nachtleben begleitet. Dabei offenbart sich ein tiefer Sumpf aus Hass, Gewalt und Drogen. Doch weit und breit ist niemand, der den armen Burschen retten könnte. Der episodenhaft erzählte Thriller „Kopf oder Zahl“ führt den Kinozuschauer in die Unterwelt des heutigen Berlin. Die baden-württembergischen Nachwuchsregis-

seure Benjamin Eicher und Timo Joh. Mayer erzählen in ihrem gemeinsamen Kinodebüt von erschütternden Ereignissen im abseitigen Großstadtdschungel. Dazu präsentieren sie korrupte Polizisten, skrupellose Mädchenhändler, gewaltbereite Drogenbarone und lässige Kleingangster. Und mittendrin steckt der junge Tommy, dem gleich zu Beginn eine Knarre an die Schläfe gehalten wird. Die Atmosphäre ist düster, die Sprüche sind cool und die Schnitte sind schnell. Dass die beiden Regisseure bereits mehr als 50 Musikvideos produzierten, unter anderem für Arob, Samy Deluxe und Masiv, ist ihrem Thriller stilistisch deutlich anzumerken. Zudem suchen sie optisch wie inhaltlich bewusst die

Nähe zu Gangsterfilm-Ikonen wie Quentin Tarantino und Guy Ritchie. Deren Lässigkeit erreichen sie allerdings nur selten. „Kopf oder Zahl“ verzettelt sich stattdessen in der Verbreitung von Binsenweisheiten: „Wenn du von der Straße kommst, ist es egal, ob Kopf oder Zahl. Die Entscheidung ist immer die falsche.“ Mit derart banalen Phrasen feuert der Film ständig um sich. So erfährt der Zuschauer ebenso, dass man am Ende immer alleine ist. Aha. Wesentlich interessanter ist das Schaulaufen deutscher Stars und Sternchen. Unter anderem kämpfen sich Ralf Richter, Heinz Hoenig, Mark Keller und Jana Pallaske durchs nächtliche Berlin. Daneben sind in Gastauftritten

Martin Semmelrogge und Jenny Elvers-Elbertzhagen zu sehen. Diese Mischung ist bunt und originell. Trotzdem haben alle Darsteller eines gemein: Echte Sympathieträger sucht der Zuschauer unter ihnen vergebens. Zumindest auf der Leinwand. Alle Charaktere haben irgendwie Dreck am Stecken oder zumindest eine schattige Vergangenheit. Selbst der kleine Tommy kennt in seinem jungen Leben nichts anderes als den nackten Überlebenskampf – mit illegalen Mitteln. Finstere Grundstimmung, beständige Phrasendrescherei: „Kopf oder Zahl“ entpuppt sich als eine anspruchslose Hetzjagd in schnittiger Videoclipästhetik. www.tlz.de/kinos

Die Morde des Jacques Mesrine

Volkstümlich-grimmige Räuberballade oder: Sex & Crime à la française

(ap) Er gestand 40 Morde, Bankeinbrüche und Entführungen, türmte vier Mal aus Hochsicherheitsgefängnissen und schrieb seine Memoiren. Und doch ist der legendäre französische Verbrecher Jacques Mesrine hierzulande nahezu unbekannt. Das könnte sich ändern mit dem packenden Epos „Public Enemy No.1“, das die zahlreichen Untaten in Mesrines kurzem Leben in einem vierstündigen Zweiteiler ausbreitet. Der erste Teil „Mordinstinkt“ lief am Donnerstag an, der zweite,

„Todestrieb“, folgt am 21. Mai. „Mordinstinkt“ deutet gleich zu Beginn das dicke Ende an – die einer Hinrichtung ähnelnde Erschießung Mesrines 1979 mitten im Pariser Straßenverkehr. Ist der Adrenalinspiegel des Zuschauers solcherart auf Touren gebracht, geht es munter weiter mit einem Zeitsprung zurück in die 50er und in die Folterkeller im Algerienkrieg. Als der junge Soldat Mesrine einen Gefangenen erschließen muss, ist er, so sug-

geriert die aufwendige Filmbiografie, für das bürgerliche Leben endgültig verdorben. Zurück bei den biederen Eltern in Frankreich, beginnt er ohne Umschweife mit einer kriminellen Karriere und mausert sich innerhalb von 20 Jahren zum „Staatsfeind Nr. 1“. Mesrines atemloser Parcours durch Frankreich, Franko-Kanada und retour – der erste Teil endet mit Mesrines Rückkehr 1973 – wird mittels Streiflichtern auf die spektakulärsten Episoden nachemp-

funden. Weil das Böse stets interessanter ist als das Gute, hat der Actionfilm nicht viel Mühe zu zeigen, weshalb dieser mörderische Hasardeur die Menschen faszinierte. Viele seiner Untaten erscheinen als tollste Bravourstückchen. Ein Einbruch, bei dem er sich angesichts heimkehrender Hausbesitzer als Polizist ausgibt, ein nonchalanter Ausbruch aus dem kanadischen Knast mittels gefälschtem Werkzeug, ein doppelter Banküberfall: Zweifellos besaß der Mann ebenso viel Grips wie Skrupellosigkeit und Sinn für Posen. Mit den reißerischen Actionszenen, dem gleichmütigen Blick auf die Opfer und auch durch das Zeitkolorit erinnert der Filmstil an den „Baader-Meinhof-Komplex“ – der zweite Filmteil schildert denn auch, wie Mesrine sich zum Anarcho stilisiert, um mit Terroristen ins Geschäft zu kommen. Doch Mesrines sadistische und rassistische Ader kommt ebenso aufs Tapet wie seine „weiche“ Seite als Sohn und Familienvater. Auch stehen ihm stets sexy Gangsterbräute, gespielt von den französischen Stars Cécile de France und Ludivine Sagnier, zur Seite. Die achselzuckende Haltung gegenüber dem „Warum“ verleiht dieser Chronik eines angekündigten Todes bei aller Rasanz die abgeklärte-grimmige Stimmung einer volkstümlichen Räuberballade. Vincent Cassel läuft in diesem abgesteckten Rahmen zu großer Form auf. Fortsetzung folgt.



Gangster auf der Flucht: Cécile de France als Jeanne Schneider und Vincent Cassel als Jacques Mesrine in dem Thriller „Public Enemy No. 1 – Mordinstinkt“. Foto: Senator Film/dp

Rehabilitation für Rode

Drei seiner Violinkonzerte spielte Friedemann Eichhorn ein

■ Von Hans-Jürgen Thiers

Ein zu höheren Weihen strebender Geigenschüler kommt an Jacques Pierre Joseph Rode (1774-1830) nicht vorbei, an dem Violinisten des französischen Klassizismus mit seinen 13 Violinkonzerten, 24 Solocapricen und 24 Duos. Sein Werk steht deshalb ungerechtfertigt im Ruf von Studienliteratur, obwohl er es als anerkannter Solist selbst verbreitete und nach Konzerten in Wien sogar Einfluss auf Beethoven nahm. Der Weimarer Friedemann Eichhorn hat den Versuch einer künstlerischen Rehabilitation unternommen. Auf einer CD vereint er die Konzerte Nr. 3 a-Moll, Nr. 10 h-Moll und Nr. 13 fis-Moll, mit deren Wiedergabe er sich das Zeugnis überschäumend musikantischer Temperaments und pointiert gestalterischer Energie ausstellt. Dazu gehört wie selbstverständlich die Ausformung scharf akzentuierter, bis zu



nervöser Unruhe gesteigerter Rhythmik und der Drive ständig zügigen Vorwärtsdrangs. Die Neubewertung als hochvirtuose Literatur ihrer Zeit war längst überfällig, sie lag Eichhorn, dem das technische Rüstzeug dafür im Überfluss zu eigen ist, vorrangig am Herzen.

Dennoch bleibt der Eindruck einer bis in alle Feinheiten durchgestylten Studioaufnahme aus. Die mangelnde Klangqualität des SWR-Rundfunkorchesters Kaiserslautern ist es, die eher an eine spontan herbeigeführte Live-Aufnahme denken lässt, mit allen

Unwägbarkeiten, mit wenig dezenter, meist dominanter Streicherbegleitung, oft scharf hervortretenden Hörnern und dumpfem Orchestertutti – stand der Tonmeister etwa auf verlorenem Posten?

Und wenn auch Nicolas Pasquet als Dirigent der Intuition des Solisten äußerst nahe stand, er konnte nicht verhindern, dass dieser offenbar in den Sog der Unschärfen geriet und sich mitunter sogar die erwartete, unbestechlich auf den Punkt gebrachte Brillanz mancher Figur sowie die kantable Ruhe eines schmeichelnd warmen Tones versagen musste. Vor über zwei Jahren eingespielt, ist die Aufnahme vielleicht nicht mehr repräsentativ für die heutige Sichtweise des Solisten, unbedingt aber bleibt Hochachtung für das begriffenswerte damalige Projekt.

i Rode, Violinkonzerte. Eichhorn, SWR-Rundfunkorchester, Pasquet, CD, Naxos, ca. 6 Euro

Janáčeks urige Wurzeln

Die Emersons haben seine Streichquartette aufgenommen

■ Von Jan Kreyßig

„Wir werden das Kind schon schaukeln“, mögen sich die Emersons gesagt haben, als sie nach einer mehr als 30-jährigen Karriere erstmals Leoš Janáčeks späte Streichquartette einspielten. „Intime Briefe“ ist das im Todesjahr 1928 entstandene zweite Quartett überschrieben, dessen 3. Satz mit einem Wiegenlied für ein imaginäres Baby beginnt: ein Alternierendes des 74-jährigen Janáček für sich und die vergeblich umworbene, deutlich jüngere Kamila Stösslová. Symptomatisch für den interpretatorischen Ansatz des amerikanischen Emerson String Quartet ist ihr flottes Schaukel-Tempo – nichts für empfindsame Kindermägen.



Im Vergleich mit einer Aufnahme des ebenfalls weltberühmten Melos Quartetts von 1991 sind die Emersons im dritten Satz 30 Sekunden schneller, im ersten und zweiten sogar gut eine Minute. Schlank, hoch verdichtet, expressiv und zügig schreiten Eugene Drucker und Philip Setzer – im Wechsel an 1. und 2. Violine –, Lawrence

und musizieren feurig, verärgert oder verträumt – je nach ausnotiertem Affekt. Doch es bleibt ein Wermutstropfen: Die insgesamt vier Minuten, die das Melos Quartett für beide Werke länger braucht, enthalten Myriaden von Zwischentönen. Dem auf den tonalen Janáček fokussierten Emerson String Quartet fehlt hingegen in manchen Passagen der Mut zur Dissonanz. Es mangelt an geisterhaft fahler, Strindbergischer Dramatik in der „Kreutzer-Sonate“, die den Komponisten als durchaus zukunftsweisenden Neutöner entlarvt.

Die Emersons packen Janáček lieber bei seinen Wurzeln – als ein kräftiges und wohlgenährtes Kind der Spätromantik. Ähnlich beherrzt nähern sie sich den drei modernen „Madrigalen“ seines Landsmannes Bohuslav Martinů, die die CD ergänzen, frei nach dem Motto: „Yes, we can!“

i Leoš Janáček, Streichquartette; Bohuslav Martinů, Drei Madrigale. Emerson String Quartet, CD, Deutsche Grammophon Gesellschaft, ca. 20 Euro

Da fehlt der Mut zur Dissonanz

Von den Szenen einer Ehe aus Tolstois „Kreutzer-Sonate“ ließ Janáček sich bei seinem 1923 entstandenen 1. Streichquartett inspirieren. Auch hier greifen die Emersons seine musikalisierte Empathie kongenial beim Notenhals

Poet im Maschinenpark

Nils Petter Molvær versenkt sich in prächtige Klangbilder

■ Von Ulrich Steinmetzger

Immer wieder kommen die Impulse für den aktuellen Jazz aus Skandinavien. Und immer noch ist Nils Petter Molvær von der nordnorwegischen Insel Sula für das weltweite Heer der neuen Trompeter das, was Esbjörn Svensson für die grassierenden Pianotrios war: Anreger, großer gemeinsamer Nenner und Startrampe für gewandelte Konzepte, die den Jazz hin zu unverhoffter Popularität führen.



Kann sein, dass Molvær gar kein Jazzmusiker mehr ist. Er war es schon auf „Khmer“ (1997) nur noch unter anderem, als er in einem intensiven Geniestreich die Grenzläute niederriss, woraufhin der Weg frei war: weg vom orthodoxen Standardding, hin in die lichtdurchzuckten Clubs, weg von den akustischen Endlosimprovisationsschleifen, hin zum auftrumpfenden elektronischen Equipment, über dem die melancholische Trompete schwebte, um sich immer wieder mitten hinein zu begeben ins Gebräu aus harten Beats, Dub, Groove und Ambient. Bitches Brew revisited fürs neue Jahrtausend.

seinen schwerelos schwebenden Klangflächen, und Schlagzeuger Audun Kleive war einst schon dabei, als Terje Rypdal in Oslo Jazz und Rock fusionierte. Gelegentlich treten Computersoundzauberer Jan Bang und Bassist Audun Erlien hinzu. Das Resultat ist bezaubernde Kurzweil in Moll, schlüssige Melange aus weich pulsenden Beats, sphärischen Schichten, verhangenen Trompetenlinien, die sich so sehr in die Seele fräsen, dass es immer so weitergehen könnte.

Neu sind Stücke, die sich von da zu geradzue brutalen Ausbrüchen aufschwingen, mit zuschlagenden Drumpattern und Gitarrenriffs aus dem seligen Progrock von damals, der nicht vordergründig zitiert wird, sondern nur ein weiteres konzises Element abgibt in diesen imponierenden Soundscapes. Diese Musik ist an keiner Stelle hermetisch, aber an fast jeder von berückender, unbeflissener Schönheit. Sie bringt Slow Motion und dringliche Expressivität, synthetischen und naturbelassenen Stoff in der Synthese, Versenkung in prächtigen Klangbildern, die bei diesen großartigen Trance-Aktionen wie von selbst im Kopf wachsen.

Nordjazz-Altvoidere

Molvær ist der Poet im Maschinenpark geblieben und immer wieder der richtige Mann zur richtigen Zeit. Erst recht auf seiner neuen CD, die zwischen Traumverlorenheit und heftiger Attacke changiert und dennoch wie aus einem Guss daherkommt. Wie auch nicht – ist seine hier auf ein Kerntrio reduzierte Band doch besetzt mit zwei Altvoidern des neuen Nordjazz. Gitarrist Eivind Aarset veredelt bereits „Khmer“ mit

i Nils Petter Molvær: Hamada, CD, Emarcy/Universal ca. 16 Euro